

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Muschg, Adolf
Eikan, du bist spät

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3828
978-3-518-45828-0

suhrkamp taschenbuch 3828

Ohne seine Freundin Sumi hätte Andreas, ein begnadeter Cellist, den Mut zu seinem schwierigen Pariser Konzert nicht aufgebracht. Mit ihr aber hat er den entscheidenden Termin fast versäumt – weil die Nacht die beiden beinahe verschluckt hätte. Warum sie ihn danach abrupt verläßt und nach Japan zurückfährt, kann er allerdings nicht begreifen. Überhaupt wird Andreas aus den Frauen, mit denen er sich tröstet und die ihn trösten, nie klug: aus Catherine nicht, aus Vera nicht und nicht aus Jacqueline. Und immer ist er einen Schritt zu spät. Aber als er nach langer Zeit, ein Mann in den besten Jahren, Sumi in Japan wieder begegnet, merkt er doch, worin seine »Lebenskunst« bestehen könnte.

Adolf Muschg
Eikan, du bist spät
Roman

Suhrkamp

2. Auflage 2019

Erste Auflage 2007

suhrkamp taschenbuch 3828

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2005

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-45828-0

Eikan, du bist spät

Für Atsuko

wola, wiht,
taz tu weist
taz tu wiht heizist

Zürcher Milchsegen, althochdeutsch

Romans Brief

Paris, im Mai 1986

Lieber Leuchter, du wirst dich über diese Sendung wundern, aber du bist mir in den vergangenen zwanzig Jahren nie ganz aus dem Sinn geraten. Die Komposition ist für Cello solo. Ich habe sie in Erinnerung an unsere Internatszeit geschrieben und widme sie dir, denn ich höre, daß du es auf dem Instrument weit gebracht hast.

Ich leiste mir den Wunsch, das Stück von dir gespielt zu hören. Dafür bleibt wenig Zeit. Der neueste Erreger unserer Zivilisation begnügte sich nicht damit, in aller Munde zu sein. Er schlüpfte mir auch in den Leib, vielleicht schon vor Jahrzehnten. Nun hat er beschlossen, auszubrechen und unser stilles Zusammenleben zu beenden. Der Wirt zahlt die Zeche.

Rübel vom Centre Suisse möchte die *Chienlit-Suite* mit dir aufführen, im nächsten März, für eine Gage, die sich nicht mal als Schmerzensgeld zeigen darf. Im April nächsten Jahres wirst du 43. Ich würde es im August. Wir müssen meinen Geburtstag vorher feiern.

Der Partitur liegt noch ein Corpus delicti bei, der Ring meiner Mutter. Ich habe ihn von der Frau zurückgeholt, mit der mein Vater sie betrogen hat, schon vor ihrem Tod. Damals war ich zwölf. An diesem Ring ist nichts geschenkt. Aber ich leihe ihn dir, als Pfand, damit du dir Mühe gibst. Später hätte ich ihn gern zurück. In welcher Form, überlasse ich dir.

Aber wenn du kneifst, muß ich dir *erscheinen*.

Denn verlaß dich drauf: Mit dem Leben mag der Spaß aufhören, aber die Toten machen sich ihren eigenen.

R.

März 1987

Andreas Leuchter, 42, fuhr ungern rückwärts. Aber nun saß er, wo ihn ein Schlenker des Zugs Basel–Lausanne hingeworfen hatte, auf dem ersten freien Platz in einem Abteil zweiter Klasse. Er zwang sich zu lächeln, aber die Frau gegenüber las weiter, und das Kind am Fenster rutschte noch etwas tiefer, so daß seine gestreckten Beine auch den Fensterplatz gegenüber sperrten.

Leuchter hielt den Bügel des Koffers fest, bis die Fahrt sich beruhigt hatte. Die Heftigkeit seines Atems genierte ihn. Dabei eilte jetzt gar nichts mehr.

Er war zeitig im Bahnhofsrestaurant gewesen, um unter der gemalten Rheinlandschaft in Ruhe zu frühstücken. Trotzdem hätte er es beinahe fertiggebracht, die Abfahrt des Zuges um 9:18 zu verpassen. Er war mit einem warnenden Pfiff zusammen in den letzten Wagen gesprungen und hatte durch den ganzen Zug nach vorn laufen müssen, um die Wagen der ersten Klasse zu erreichen. Aber sie waren von einer Honoratiorengesellschaft besetzt, die mit Damen in die französische Schweiz unterwegs und schon am hellen Vormittag mit Weinflaschen und Gläsern zugange war. Witzworte flogen hin und her und verbreiteten die Luft einer Kumpanei, die Leuchter jetzt nicht gebrauchen konnte. Er wollte sich noch eine Stunde oder zwei in die Partitur vertiefen, die er am Abend in Paris zu spielen hatte. Denn nach Lausanne, wo ihn seine Freundin erwartete, würde sich die Ruhe dafür nicht mehr finden.

»Frankreich, das liebe Licht, scheint herein«, hatte er gestern ins Telefon hineingeredet, und »Bitte?« hatte sie zurückgefragt. Nur ein Dichtervers, Sumi. Ja, hatte sie gesagt – Catherine hätte »Aha?« geantwortet. Er nannte noch einmal die Ankunftszeit ihres Zuges in Lausanne, fügte hinzu: Ich liebe dich, und hängte auf. Und wußte: Jetzt grübelte sie, was er ihr mit seinem Dichterwort *eigentlich* hatte sagen wollen.

Leuchter war zweiundzwanzig gewesen, als er in Chartres bei Aristide Dupin Cello gelernt hatte: einer von sieben, die der Meister angenommen hatte. Wenn das Konzert überstanden war, würde er Sumi alles zeigen, die Kathedrale, die Patriarchen und Apostelfiguren, das Labyrinth, die Hauptpost, Thérèses Blumengeschäft, den Duft von Levkojen, die große Hoffnung von damals. Sumi mußte spüren, wer er gewesen war. Das Internat verschwand für immer in seinem Bergloch, die Strafaufgabe der Kindheit war abgeschüttelt, zum ersten Mal war Leuchter erwachsen und ein bißchen jung. Vor ihm lag ein Leben als Künstler, jetzt war es eine Lust zu üben: Disziplin und Verworfenheit. Schöpfen aus Baudelaire. Er hätte auch Dichter werden können, aber nun wurde er eben ein sehr bedeutender Cellist.

Damals hatte er die lottrige Ami-Jacke gekauft, die er sich heute wieder angezogen hatte. Einem Spielverderber wie Roman Enders würde er nie mehr begegnen.

Beim Zurückstolpern durch den fahrenden Zug hatte er das Gefühl gehabt, dahin zurückzuschwimmen, woher er gekommen war, und zugleich von einer übermächtigen Strömung immer weiter ins Bodenlose abgetrieben zu werden. Er hielt sich am langen Bügel des Koffers fest, den er hinter sich herzog und den Catherine »Hündchen« nannte. Plötzlich hatte ihn ein Exzeß von Fliehkraft gezwungen, sich zu setzen, an der ersten besten Stelle. Er setzte sich mit einem Eklat, als wolle er verkünden: *Enfin, me voilà!*

Doch die Frau im Abteil hatte nicht einmal die Augen von ihrem Buch erhoben, und das Kind am Fenster fuhr in seinem Ringheft zu zeichnen fort. Leuchter starrte durch das Glas, das soeben von einer Böschung verdunkelt wurde. Drüber wuchs eine graue Wand in die Höhe und entfaltete sich wie ein Fächer mit Rippen und dürftig bewachsenen Runsen. Der Jura.

Die Gepäckablage war bereits von einem Koffer besetzt, einem braunen, verschabten Unding, also blieb das Hündchen

stehen, wo es war, bei Fuß. Nach einer Weile – nicht zu eilfertig, aber auch nicht zu diskret – zog er die Partitur aus der Außentasche. Beim Geräusch des Reißverschlusses hob das Kind die Brauen, dann bohrte es mit dem Zeigefinger in der Nase und betrachtete sein Werk. Eine Linkshänderin. Auch Roman hatte den Stift mit krummer Hand gegen die Schreibrichtung geführt, als müsse er seine Schrift verstecken. Leuchter versuchte, sich auf die Partitur zu konzentrieren.

Verschlagen, dachte er. Er selbst hatte die Komposition »verschlagen« genannt, als er sie den Teilnehmern seines Meisterkurses als Grenzfall neuer Cellomusik vorführte. Sie sind ein Meister, hatte Isabel gesagt. Warum spielen Sie es uns nicht vor?

Ohne Isabel wäre er jetzt schon zusammen mit Sumi unterwegs. Warum hatte gerade Isabel von Göttingen gerufen werden müssen? Siebenhundert Kilometer weit, um in Zürich für ein paar Tage eine Wohnung zu hüten und die Katze zu füttern? Oder hatte Sumi gar nicht nach Paris reisen wollen?

Ausgeschlossen, sagte er beinahe vernehmlich, die Partitur auf den Knien. Um dieses Stück zu hören, hätte sie ihn auch an den Südpol begleitet. Dein Freund lebt nicht mehr lange. Er hat es dir geschickt. – Woher willst du wissen, daß er mein Freund ist? Seit zwanzig Jahren haben wir uns aus den Augen verloren. Ich wußte nicht einmal, daß er Musik macht. – Er *ist* Musiker, sagte sie, das hast du selbst gesagt. Ja, das hatte er am Meisterkurs gesagt: Es komme nicht auf die Musik an, die einer spiele, sondern darauf, daß er Musiker *sei*. Raffael wäre auch dann ein Genie, wenn er ohne Hände geboren worden wäre. Lessing. Warum hatte Leuchter das gesagt? Er fand Raffael fast so unerträglich wie Isabel.

Roman war schon im Internat ein Blender, Sumi. – Aber er stirbt! – Wir sterben alle, hätte er beinahe gesagt, das berechtigt uns nicht zur Erpressung. Doch dann sagte er: Du redest gerade so, als kenntest du ihn. – Ich kenne *dich*. – Wenn du selbst ein Instrument spieltest, wüßtest du, Romans Partitur ist nicht spielbar. Sie ist ein Hohn auf die Musik. Das hat deine

Freundin Isabel gesagt, und da hat sie recht. Roman wollte mir meine Grenzen zeigen. So war er schon im Internat. – Sie sah ihn ruhig an. Du übst nicht genug, sagte sie. – Er schluckte leer. Seit wir zusammen sind, Sumi, beschäftige ich mich nur noch mit dieser verdammten Partitur. Sie ist eine Falle, und mit jedem Bogenstrich falle ich tiefer hinein. Ich kann spielen, was ich will. – Also spiel, was du willst! sagte sie freudig, ich warte darauf! – Und wenn er es gar nicht mehr hört? Er ist ja schon zu schwach, um das Bett zu verlassen.

Das hatte ihm der Veranstalter geschrieben, Rübel vom Centre Suisse in Paris. »Ich fürchte, wir haben uns mehr Zeit gelassen, als unserem Freund beschieden ist.« Rübel will sein Event, und ich soll der Esel sein, der sich aufs Glatteis führen läßt. »Junge Musik aus Liechtenstein.« An dieser Komposition ist nichts jung, und schon gar nichts aus Liechtenstein. Ich kann spielen, was ich will, Rübel findet's genial, ich kenne ihn. – Sumi sah ihn an, wiederholte: Spiel, was du willst! Dein Freund hört dich.

Und so kam es, daß er noch nichts im Leben so einstudiert hatte wie die Partitur auf seinen Knien. *Chienlit du Petit Prince*, drei Sätze für Cello solo, nur der erste in Notenschrift, danach verwilderte die Partitur zu einem Zeichenlabyrinth, durch das abgerissene Sätze eines englischen Dichters zu führen schienen, aber sie standen schief wie verdrehte Wegweiser und deuteten in alle Richtungen.

Es gibt einen Weg, hatte Sumi gesagt.

Kannst du mir ihn zeigen?

Ich komme mit, hatte sie gesagt, als wäre das eine Antwort. Und dann hatte sie Isabel gerufen, ohne ihn auch nur zu fragen. Sie kennt sich mit Katzen aus, sagte sie.

Sie ist selbst eine Katze. Und sie kann mich nicht riechen.

Du hast sie nicht gewollt.

Wohl wahr. Ich wollte dich.

Die Frauen kannten einander, seit Isabel in Tokyo Musik studiert hatte. Als Sumi in Göttingen Deutsch lernte, hatte sie bei Isabel gewohnt und sie zum Meisterkurs begleitet.

Du möchtest sie wiedersehen, gut, sagte er. Aber warum jetzt? Und warum bei uns?

Bei uns? hatte Sumi gefragt. Das ist nicht unsere Wohnung. Sie gehört deiner Freundin Lea, und wir können ihre Katze nicht allein lassen.

Mit Sumi ließ sich nicht streiten, und Leuchter hatte ohnehin nie streiten gelernt. Mit Catherine war es nicht nötig, sie hatte vor lauten Wörtern ebensoviel Angst wie er.

Als sich Isabel am Telefon meldete, reichte er den Hörer wortlos an Sumi weiter. Sie unterhielt sich auf japanisch, konnte zu plaudern und zu kichern nicht aufhören, und ihre Stimme sprang in eine höhere Tonlage. Er beschäftigte sich in der Küche. Nach einer Weile erschien Sumi unter der Tür.

Kaffee? fragte er. Und als sie wortlos am Tisch saßen: Wann kommt sie?

Morgen nachmittag.

Übermorgen ist das Konzert, sagte er.

Da sie nicht antwortete, fuhr er fort: Dann fahre ich morgen kurz nach Basel.

Kommt deine Frau?

Catherine? Glaubst du, dann führe ich hin?

Es kostete ihn Überwindung, die Kaffeetasse, die er gerade zum Mund führte, nicht abzusetzen. *Wir* fahren nach Paris, sagte er.

Soll ich deinen Frack einpacken?

Ach was, sagte er, ich spiele, wie ich bin. *Wenn* ich spiele. Ich will kein förmliches Konzert.

Roman hat mir diesen Ring seiner Mutter geschickt, sagte er nach einer Weile, er ist noch in der alten Wohnung. Ich muß ihn zurückgeben.

Sumi kannte Romans Brief so gut wie auswendig, aber was es mit diesem Ring auf sich habe, hatte sie nie gefragt.

Darf ich dich bitten, das Cello mitzunehmen?

Wohin?

Nur bis nach Lausanne. Wir treffen uns im Bahnhoftsbuffet erster Klasse. Der TGV nach Paris geht 13:19. Du mußt in Zü-

rich um neun Uhr losfahren, dann können wir noch zusammen essen. Ich suche dir einen Zug heraus.

Das kann ich selbst, vielen Dank.

Dann seid ihr den ganzen Abend ungestört, Isabel und du.

Leuchter blätterte in der Partitur. »Droben am jungen Rhein windet sich Liechtenstein ...« Für Cello und Singstimme. »Das Instrument ist Ihre Stimme, Ihre Stimme ist das Instrument. Erst wenn Sie beides nicht mehr unterscheiden können, werden Sie gespielt, dann brauchen Sie nicht mehr selbst zu spielen. Das ist die Geburt der Musik.« Meister Dupin. Leuchter begann die Wörter zu singen, nur im Kopf, und schloß die Augen. Plötzlich erschien ihm sein eigenes Gesicht. Wie sah er aus. Ein Mensch unterwegs zu einem epileptischen Anfall, volle Pulle.

Der Zug verlangsamte die Fahrt. Leuchter öffnete die Augen einen Spalt. Mutter und Kind beachteten ihn nicht. Volle Pulle. Die Sprache Isabels. Sie spielte sogar Debussy volle Pulle.

Sumi, liebst du mich?

Sie hatte ihn bestürzt angeblickt.

Dann sag nie mehr »volle Pulle«.

Ist das nicht Deutsch?

Und wie. Deutsch, daß es mir die Schuhe auszieht.

Ich kann nicht Deutsch, das weißt du, sagte sie nach einer Weile.

Aber du weißt immer, wovon ich rede, du weißt es nur zu gut.

»Mit Kopfstimme zu singen«, hatte Roman bei der Landeshymne angemerkt. Seine Handschrift war unverändert und derjenigen Leuchters immer noch ähnlich. Leuchter räusperte sich. Auf der Rückseite des Programmblatts, das in der Partitur lag, waren zwei Köpfe abgebildet. Roman war kaum wiederzuerkennen; sein Gesicht im Halbprofil war ausgezehrt, und da er die Augen niedergeschlagen hatte, wirkten die Lider übergroß wie die eines blinden Sehers. Zugleich gaben ihm

die markante Nase und das spitze Kinn etwas Füchsisches. Daneben Leuchter im Abendanzug, das Brustbild eines gescheiterten Dachses, der sich mit der erhobenen Rechten an der Schnecke des Cellos festhielt. Ein altes Jugendbild, es sah Rübel ähnlicher als Leuchter. So also hatte er sich präsentiert, bürgerlich glatt, der Gatte Catherines aus der guten Zeit ihrer Ehe. Wie er hier aussah, wollte er einmal werden.

Der Zug hielt unter dem Bahnhofsschild LAUFEN.

Er legte die Partitur auf den Nebensitz, fast auf die weiß gewordenen Strümpfe des Kindes. Es zog, ohne aufzublicken, die Füße zurück. Die Jeanshose offenbarte jede Naht auf dem kleinen Hinterteil. Das Kind schirmte sein Blatt mit Kopf und Schulter gegen Einblicke ab. Aber der Titel des Taschenbuchs, in dem die Mutter las, war nicht zu übersehen. *Que sais-je?* fragte er kursiv, und die Antwort lautete: DES-CARTES.

Die Frau trug ein sariartiges, auf der Seite geschlitztes buntes Seidenkleid, unter dem zwei kleine Stiefelfüße hervorsahen, der obere abgedreht wie zu einem Tanzschritt. Der dünne Stoff fiel von zerbrechlichen Knien, die sie übereinandergeschlagen hatte, und ihre aufrechte Haltung gab Leuchter die Vorstellung »Damensitz« ein, nur hielt die Frau statt der Zügel ein Buch in den sehnigen Händen. An der linken steckte ein Ring mit moosgrünem Stein, in den, wenn Leuchter recht sah, ein rosenfarbener Frauenkopf geschnitten war. Das Ringellockenhaar erinnerte Leuchter von ferne an Isabel, nur daß es nicht rot war, sondern brünett und seine Wildnis gepflegt. Das Gesicht strahlte jene bekümmerte Jugendlichkeit aus, die man nur an nicht mehr ganz jungen Frauen bemerkt. Konzentration grub eine Kerbe in ihre Nasenwurzel und vertiefte die Falten auf ihrer Stirn.

Unwillkürlich machte sich Leuchters Blick an einem schwarzen Fleck auf ihrer rechten Wange fest. Die Lider mit den langen Wimpern wirkten, wo sie von der Brille vergrößert waren, monströs, und auf der Nase konnte man die Poren zählen. Dabei war sie schmal und scharf geschnitten, von

der Art, die ihn in einem Frauengesicht zu erkälten pflegte. Die lockere Schlinge des lila Schals verdeckte ihr rechtes Ohr und einen Teil des Kinns, ließ aber den Kehlkopf frei, der immer wieder leer schluckte, und entblößte zwischen den Schlüsselbeinen eine kleine Grube, über der die Schnüre eines schwarzen geflochtenen Halsbands zusammenliefen. Auf dem Ansatz der Brust zitterte ein Sonnenfleck und suchte nach jeder Bewegung des Zugs wieder dieselbe Stelle, um sich wie der Geist eines Schmetterlings darauf niederzulassen. Die straff gezogenen Stränge ließen auf ein bestimmtes Gewicht des vom Kleid verdeckten Anhängers schließen, und Leuchter begann sich unwillkürlich mit seiner Lage zu beschäftigen, die ihm verloren vorkam, ein Wort, das er eben noch für sich selbst ausprobiert und schuldbewußt verworfen hatte; Selbstmitleid hatte ihm Catherine nicht erlaubt. Was trug die Reisende um den Hals, was verbarg sie auf der matt gewordenen Brust? Ein Mühlstein konnte es nicht sein, dachte Leuchter, aber immer noch eher als ein Kruzifix. Danach sah sie nicht aus, obwohl sich ihr ungeschminkter Mund bewegte, als spräche er ein Gebet. Auch Roman Enders war Lippenleser gewesen, der sich jeden Text, der nicht seinem eigenen Kopf entsprungen war, lautlos vorsagen mußte.

Nun wollte er also sterben. Die Immunschwächekrankheit war wie ein apokalyptischer Reiter über dem Nachrichtenhorizont aufgetaucht. Romans Fall, schrieb Rübel, habe zur Präzisierung der Diagnose beigetragen: Roman Enders, immer noch der Pionier.

In diesem Jahr lag bei den Leuchters viel Tod in der Luft, vielleicht auch schon das Ende ihrer Ehe. Das Sterben von Catherines Vater hatte es ein Jahr verzögert, ohne den Riß zu schließen; sie hatten sich freundschaftlich, doch unheilbar auseinandergelebt. Die Affären des aufsteigenden Solisten hatten dabei, seiner Überzeugung nach, keine Rolle gespielt, Passion gehörte zu seinem Beruf, nach einer gehemmten Jugend war es ihm nötig, seine Gefühle nicht zu schonen. Catherine und er teilten nach wie vor alles miteinander, bis auf das

Schlafzimmer, für das ihre Beziehung zu einvernehmlich, gewissermaßen zu reif geworden war. Viele Jahre war Catherine als Therapeutin professionell genug geblieben, Leuchter atmen zu helfen und mit der nötigen Ruhe festzustellen, was ihm immer noch fehlte. Aber nach dem Tod ihres Vaters fehlte es plötzlich auch ihr selbst, und sie hatte sich gerade nach London verabschiedet, als Romans Sendung eintraf. Sie hatte bei Leuchter etwas wie schockartige Verlorenheit ausgelöst, die über Nacht in Panik umschlug. Schon am nächsten Tag lieferte er – nicht beim Hausarzt, in einer anonymen Basler Klinik – seine Blutprobe für den HIV-Test ab.

Nach drei hektischen Wochen kam das Resultat: negativ. Dann erst antwortete Leuchter nach Paris. Die Partitur sei ihm einstweilen ein Buch mit sieben Siegeln, aber er hoffe sie zu lösen. Damit müsse sich allerdings auch Roman verpflichten, so lange zu leben. Für Honorar tue er es nicht, schrieb er Rübel, aber wenn er dafür ein paar Tage in Paris freigehalten werde – im *Angleterre*, eine Reservation werde jetzt schon nötig sein –, möge man im März mit ihm rechnen. Wahrscheinlich komme er allein.

Keine Nachrichten von Catherine; nun, so hatte sie es gewollt, er hatte zu tun und gastierte an vielen Orten. Sie hatte ihm keine Telefonnummer, nur ihre berufliche Adresse hinterlassen, und eine Scheu hinderte ihn daran, spätnachts noch in einer englischen Sterbeklinik anzurufen und nach seiner Frau oder einer Frau seines Namens zu verlangen. Inzwischen traute er ihr sogar zu, ihren Mädchennamen wieder angenommen zu haben. Melde dich immerhin, wenn du zwischendurch nach Basel zurückkommen solltest, hatte er ihr geschrieben, und bereute es hinterher. Vielleicht dachte sie jetzt nur, er wünsche sich Zeit, die Wohnung vorsorglich von fremden Gästen zu räumen. Es blieb ihre Wohnung, laut Ehevertrag, auf dem sie vor der Heirat bestanden hatte.

Leuchters Blick vertiefte sich in den geschnürten Stiefelfuß, der aus der kleingeblühten Seide wippte, zierlich wie der eines viktorianischen Schulmädchens. WG-Typen, beschloß

er, Mutter und Tochter, Restbesetzung einer verschwundenen Utopie. Zu zweit allein fortgesetzter Versuch, einen zerbrechlich gewordenen Alltag mit Sinn zu befestigen, ein wenig Anmut mitlaufen zu lassen, und immer noch das Nötige an Wissensdurst. Eine Vierzigjährige, die DESCARTES mit den Lippen buchstabiert.

Das Alter des Kindes konnte Leuchter nicht schätzen. Noch nicht schulpflichtig, oder eine kleingeratene Neunjährige? Er hatte keine Geschwister gehabt, mit Kindern kannte er sich nicht aus. Die Kleine hatte wirres dunkelblondes Haar, der Bubikopf, zu dem es einmal geschnitten worden war, ließ sich gerade noch erraten. Das über den Zeichenblock gebeugte Sommersprossengesicht wirkte altklug. Die Jeansnähte hatten eine Aufdringlichkeit, als wäre das ganze Kind aus Lappen zusammengestückt.

In der Bahnhofsapotheke hatte sich Leuchter Kondome besorgt. Mit Catherine hatte er nie welche gebraucht, auf die Unfruchtbarkeit ihrer Ehe schien Verlaß zu sein. Bei Frauen, die ihm unterwegs begegneten, verließ er sich darauf, daß sie die Pille nahmen. Doch seit AIDS in der Welt war, schlichen sich ganz neue Unsicherheiten in die Gebräuche der Intimität, deren Regeln sich gerade endgültig gelockert zu haben schienen. Plötzlich unterstanden sie wieder dem Jüngsten Gericht.

Dafür verschwanden Gebote der Diskretion: Die junge Apothekerin hatte sich gar nicht erst darum bemüht, als sie ihm die Packung aushändigte. Sittenfreiheit und Moral gingen eine neue boshafte Verbindung ein. Leuchter senior mußte sie gefallen. Die Sünde zeigte sich endlich so schamlos, wie sie in seinen wasserhellen Augen immer gewesen war. Eine Passion, die jede Vorsicht abwarf, konnte zur fahrlässigen Tötung werden, und die Krankheit mit dem Namen, der wie ein Schneltpflaster klang, vergiftete die Lust mit Todesangst. Unter jedem Seitensprung öffnete sich ein Abgrund, und wer dem Ehepartner nicht klaren Wein einschenkte, riskierte, ihn zu morden. So war es recht, und Gott zeigte endlich, daß Er seiner nicht spotten ließ.